

Der Bergmann



Verein zur Erhaltung der Schieferbergbaugeschichte e. V.
56761 Müllenbach Tel. 02653 / 6099 E-mail: dietlaux@yahoo.de
www.schieferverein.de

Inhaltsverzeichnis:

Rückblick auf die Vereinsaktivitäten 1. Halbjahr 2011

Dieter Laux

Das Leben in der Eifel in früherer Zeit.

Werner Schumacher

Moselschiefer-Fossilien im Queensland Museum

Claus Friis

Glück Auf!, liebe Mitglieder und Leser des „Bergmann Nr. 37“,

ich freue mich, Euch in dieser und in den kommenden Ausgaben des Bergmann einen geschichtlichen Rückblick auf die Lebensumstände, dass tägliche Miteinander, die Arbeit und wenn vorhanden, die wenige Freizeit unserer Vorfahren geben zu können. Unser Mitglied Werner Schumacher, Kaisersesch, hat hierzu einen ausführlichen Aufsatz verfasst, der uns in die Vergangenheit zurück versetzt und einen Einblick in die Geschichte unserer Region und ihrer Bewohner erlaubt. Die sehr umfangreiche Arbeit von Werner Schumacher (35 Seiten) müssen wir auf einige Ausgaben verteilen, da sonst der Rahmen gesprengt würde. Durch die nahtlose Weiterführung des Beitrags in den kommenden Bergmännern, wird der Gesamtzusammenhang jedoch gewahrt.

Einen Einblick in die Neuzeit und doch einen Rückblick in die Entstehungsgeschichte unserer Eifellandschaft vor fast 400 Millionen Jahren gibt uns unser Mitglied Claus Friis, Kottenheim. Er gilt als einer der führenden Paläontologen unserer Region. Seit über 40 Jahren sammelt er Fossilien, wobei er sich seit etwa 15 Jahren auf die versteinerten Lebewesen im Moselschiefer spezialisiert hat. Wer seine Ausstellung im Keller des Wohnhauses in Kottenheim einmal gesehen hat, der weiß warum sich Claus Friis als absoluter Spezialist für Versteinerungen in Moselschiefer bezeichnen darf. Hunderte versteinertes Lebewesen, die vor nunmehr fast 400 Millionen Jahren im Urmeer unserer Region lebten, führt er in seiner außergewöhnlichen Sammlung, die er übrigens nach Rücksprache - Tel. 02651/ 4619 - sehr gerne auch unseren Vereinsmitgliedern präsentiert. Die Fa. Rathscheck erlaubt ihm seit einigen Jahren, die in ihrer Produktion gefundenen Fossilien zu präparieren und die Ergebnisse der Funde auszuwerten. Dass seine Ergebnisse zu weltweiter Beachtung führen, das erfahren wir in seinem Beitrag „Moselschiefer-Fossilien im Queensland Museum“.

Glück Auf!

Dieter Laux

Rückblick auf die Vereinsaktivitäten 1. Halbjahr 2011

Dieter Laux

Januar: *Schon in den ersten Tagen des neuen Jahres 2011 geht es weiter mit den Umbau- und Erneuerungsarbeiten am zukünftigen „Kulturzentrum Schieferregion – Altes Pfarrhaus“ in Müllenbach. Fleißige Vereinsmitglieder verlegen Laminatboden, streichen die Wände und Decken, tapezieren und bringen Fußleisten an. Die größte Arbeit wird jedoch das Anbringen einer fast zwölf Meter langen, kunstvoll verkleideten Schieferwand, wie sie bereits ähnlich in der alten*





Schule in Müllenbach als Hinweistafel installiert war. Vereinsmitglied Rudolf Labonte nimmt sich dieser anspruchsvollen Aufgabe an. Die Anbringung der Unterkonstruktion und die Einarbeitung der Hinweistafeln sind seine ersten Aufgaben.

Februar: Anfang des Monats berichtet die Rhein-Zeitung über die Baumaßnahmen des Vereins am Kulturzentrum. Die große Eigeninitiative der Vereinsmitglieder wird hierbei besonders gewürdigt. Große Freude herrscht, als die Firma Rathscheck die

Spende des Dachschiefers für die Schieferwand bestätigt. Nunmehr kann Rudolf Labonte in Kürze mit der Eindeckung der Wand beginnen. Am 17. Februar ist der Verein wieder aufgerufen eine kleine Wandergruppe für Filmaufnahmen des SWR zusammen zu stellen. Wanderführer Wolfgang Fröschen übernimmt diese Aufgabe gerne. Der SWR dreht einen Bericht über den Holzweg in Müllenbach. Seit nunmehr fast 3 Monaten laufen die Arbeiten am neuen Kulturzentrum. Bemerkenswert die Ausdauer der Vereinsmitglieder, die viel Freizeit in dieses Projekt investieren. Im SWR-Fernsehen läuft am 24.02. der Bericht „Abwärts – Rheinland-Pfalz unter Tage“. Hierbei wird auch über die Schieferregion Kaulenbachtal berichtet.



März: Die Arbeiten im Kulturzentrum gehen in die Endphase. Vitrinen werden aufgestellt, Fotos und Bilder aufgehängt. Auch Rudolf Labonte schließt die Arbeiten an der Schieferwand nach etwa 300 Arbeitsstunden ab. Eine Leistung, welche als herausragend bezeichnet werden darf. Insgesamt werden für die Umbaumaßnahmen im Kulturzentrum durch die Vereinsmitglieder 2.200 Arbeitsstunden geleistet und etwa 6.000 € in Baumaterial und Ausstattung investiert. Der Vereinsvorsitzende spricht im Rahmen der Mitgliederversammlung 2011, die schon im neuen „Kulturzentrum“ durchgeführt wird, seinen besonderen Dank und die Anerkennung an die unermüdlichen Helfer aus. Hier einige Vorher / Nachher Bilder:



Mitgliederversammlung 2011, kann der Vorsitzende weiterhin Herrn Raimund Risser als neuen Wanderführer des Vereins begrüßen. Insgesamt sorgen nunmehr zehn Wanderführer dafür, dass die große Nachfrage nach geführten Wanderungen auf dem Schiefergrubenwanderweg bedient werden kann. Auf Einladung von Herr Alexander Tholl, Müllenbach, besuchen Mitglieder des Vorstandes, Wanderführer und Wegewarte die Baustelle des neuen Kaiser Wilhelm Tunnel (KWT) in Cochem und Ediger-Eller. Eine aufschlussreiche und informative Veranstaltung, welche den Teilnehmern in Erinnerung bleiben wird. **April:** Am 14. April findet der Touristik-Treff der Verbandsgemeinde Kaisersesch in den Räumen des neuen Kulturzentrums statt. Die touristischen Anbieter machen sich im Rahmen eines Vortrags mit anschließender Begehung des Schiefergrubenwanderwegs ein Bild von den Aktivitäten unseres Vereins. Die Veranstaltung findet allenthalben ein positives Echo. **Mai:** Die Mitglieder Johannes Reitz und Achim Gorges, sorgen mit einer Service-Station auf der Herrenwiese anlässlich des Maifeiertags dafür, dass rund 80 Wanderer und Gäste mit Grillgut und Getränken versorgt werden können. Dieses Angebot findet immer mehr Resonanz bei den Kaulenbachtal-Anrainern sowie den vielen Wandergruppen am 1. Mai. Einen großen Dank an die beiden aktiven Mitglieder, die eigeninitiativ diesen Service ermöglicht haben.

Auf Einladung des neuen VG-Bürgermeisters Albert Jung, besuchen Vorstand, Wanderführer und Wegewarte am 06. Mai den Martberg in Pommern zu einer geführten Wanderung. Albert Jung vermittelt den Teilnehmern einen detaillierten Eindruck der Lebensgewohnheiten von Kelten und Römern auf dem sogenannten Mons Martis. Für die kulinarischen Genüsse während und nach der Martberg-Führung sorgt Winzer Alois Schneiders, der im vergangenen Jahr selbst den Schiefergrubenwanderweg erleben durfte und davon sehr beeindruckt war.



Am 20. Mai nehmen über 50 Teilnehmer an der Veranstaltung „Komm jaste mott onn de Koulebersch“ teil. Der Schieferverein und die Mundartinitiative des Kreises Cochem-Zell laden zur Mundartführung auf dem Schiefergrubenwanderweg ein. Hubert Köhn führt die Mundart- und Wanderfreunde durch das Kaulenbachtal.



Beim anschließenden gemütlichen Ausklang im Kulturzentrum werden durch die teilnehmenden „Plattschwätzer“ spontan noch einige Mundart-Vorträge zum Besten gegeben.

Am 27. Mai kann der Vorsitzende, durch die Vermittlung von Bürgermeister Albert Jung, aus den Händen von Winzer und Geschichtsfreund Alfred Fuchs aus Pommern zwei römische Dachschiefer für unsere Ausstellung im Kulturzentrum entgegen nehmen.

Mit dem Dachschiefer war vor nunmehr fast 2000 Jahren der Umgang eines römischen Tempels auf dem Martberg gedeckt. Alfred Fuchs überlässt uns diese Exponate für die Dauerausstellung. Vielen Dank an Alfred Fuchs und Bürgermeister Albert Jung.

Juni: Ein besonderes Jubiläum können wir am 18. Juni begehen. Im Rahmen einer Führung mit dem Kammerchor Röttgen (Bonn), kann mit Herrn Christof Bartscher der 10.000. geführte Wanderer auf dem Schiefergrubenwanderweg begrüßt werden. Vereinsvorsitzender Dieter Laux und Verbandsgemeindebürgermeister Albert Jung begrüßen den Jubiläumswanderer mit einer Urkunde und einem Schiefer-Geschenk. Die Fa. Rathscheck gratuliert ebenfalls und bietet dem Gast zu diesem



Jubiläum ein ganz besonderes Erlebnis. Der 10.000. Besucher auf dem Schiefergrubenwanderweg darf exklusiv die Untertageproduktion in 300 Metern Tiefe auf der Grube Katzenberg in Mayen besuchen. Eine Besichtigung, die laut Betriebsleitung nur noch sehr selten und nur zu besonderen Anlässen angeboten wird. Der 10.000te Besucher auf dem Schiefergrubenwanderweg ist ein solcher Anlass und zeigt die traditionell guten Verbindungen zwischen dem Verein und der Fa. Rathscheck Moselschiefer.

Das Leben in der Eifel in früherer Zeit

von Werner Schumacher, Kaisersesch
Copyright © 2010 by Werner Schumacher

Als Quellenmaterial für die Erstellung von Ortsfamilienbüchern oder Ortssippenbüchern, wie sie auch genannt werden, benutzen Genealogen in der Regel die Tauf-, Heirats- und Sterbebücher, zu deren Führung die Ortsgeistlichen verpflichtet waren. Diese Quellenwerke geben aber normalerweise nur die Daten zu dem Zweck an, wofür die Eintragungen erforderlich waren. Nur das Sterbepbuch enthält manchmal noch andere Daten, nämlich bei den „prominenten“ Personen des Ortes, oder dann, wenn diese Personen den Pastoren positiv oder negativ aufgefallen waren. Wer aber in den Augen des zeitlichen Geistigen „prominent“ oder „positiv“ oder „negativ“ auffallen war, entschied der Pastor individuell, was nichts anderes bedeutet: den einen konnte er leiden, den anderen nicht..

Wenn Sie aber neben diesen nackten Daten, wissen wollen, wie Ihre Vorfahren lebten, wie sie ihren Lebensunterhalt verdienten, mit dem sie ihre meist vielköpfige Familie ernährten, wie sie feierten und wie sie starben, dann muss ihr Vorfahre wirklich eine sehr prominente Person gewesen sein. Für alle „Normal Sterblichen“ gilt, sie lebten wie ihre Nachbarn und hatten mit ihrer Familien die gleichen Höhen und Tiefen zu erleben wie sie. Es gilt also zu berichten, wie lebten unsere Vorfahren wenn sie zu den „Normalos“ gehörten.

Deshalb möchten wir Sie mit diesem kleinen Aufsatz darüber informieren, wie die Eifelaner in früherer Zeit lebten. Da aber dorfspezifisches Quellenmaterial kaum aufzutreiben ist, sind wir gezwungen regionsspezifisches Quellenmaterial zu benutzen, wofür wir hauptsächlich das Kreisheimatbuch des Kreises Cochem von 1926 und das Werk von Adam Wrede „Eifeler Volkskunde“ herangezogen haben. Wir nehmen das Beispiel eines Bürgers von Kaisersesch in der Osteifel, denn dort dürfte sich das Leben nicht viel anders abgespielt haben als in der gesamten Osteifel, sehen wir von einigen wenigen dorfspezifischen Nuancen einmal ab.

Beginnen wir also mit der Beschreibung des Wohnhauses, dem Stall und der Scheune, der Ernährung, der Kleidung und Tracht und der Landwirtschaft. Zwei zusätzliche Beiträge haben wir dem Schäferberuf und dem Beruf des „Koulemannes“ gewidmet, da diese Berufe wesentlich zur Ernährung unser Vorfahren beigetragen haben.

Wohnhaus Stall und Scheune

Obwohl man eigentlich damit rechnen könnte, dass wegen der vielen Steinbrüche in der Eifel, die meisten Häuser schon relativ früh aus den bodenständigen Bruchsteinen gebaut wurden, ist doch davon auszugehen, dass auch bei uns bis weit in das 19. Jahrhundert hinein, Wohnhäuser, Scheunen und Stallungen aus Holz und Fachwerk gebaut wurden und trotz des Schiefers, der zwar quasi vor der Haustür gewonnen wurde, der aber für den "Normalbürger" auch damals schon viel zu teuer war, die Gebräuchlichkeiten mit Stroh gedeckt wurden.

Lassen Sie uns deshalb über die Strohdeckung, das Fachwerkhaus und die Scheune des Bauernhauses berichten.

Der Eifeler Strohecker übte eine Kunst aus, die große handwerkliche Fähigkeiten erforderte. Er hatte die Aufgabe, das Haus mit einem Strohdach zu versehen, das Dach zu reparieren und ggfls. zu erneuern.

Sein einziges Werkzeug waren ein scharfes Messer, eine Art Seitengewehr und ein Deckbrett. Auf dem Deckbrett waren ein starker Holzgriff und ein langer Eisenspieß zum Einhaken in das Stroh befestigt. Mit dem Deckbrett wurde das "Schoof" (auch heute noch gebräuchlich, bei einem noch nicht Beerdigten Verstorbenen. Er liegt auf "Schoof" = auf Stroh), die ausgebreiteten Strohhalme an den Stoppelenden in eine schräge Lage geklopft, gestrichen und gestriegelt, danach die schrägen Halmenden mit dem Messer abgeschnitten. Verwendet wurde nur bestes, auf Schiffelland gewachsenes, mit einer Sichel geschnittenes Roggenstroh, damit möglichst kein Halm umgeknickt werden konnte. Das auf Schiffelland gewachsene Roggenstroh war das härteste und galt deshalb als geeignetes Stroh für die Dachdeckung. Dieses Schiffelland diente übrigens auch zur Anlage von Fichtensaatkulturen, die man auf den Roggenstopfeln anlegte. Die Fichten standen so dicht, das man kein Wildfraß daran zu befürchten hatte. Da beim Strohdach die Dachlatten rund sein mussten, weil an eckigen das Stroh brach, verwendete man die Fichtenknüppel dann als Dachlatten für das Strohdach.

Waren beide Dachflächen gedeckt, wurde das überstehende Stroh am Dachfirst umgebogen und darauf die Firstdecke gelegt, der so genannte Firstwasen. Der rechteckige ausgestochene Rasen war einen Fuß breit, drei lang und etwa bis zu drei Finger dick und bestand aus "Bocksboart", "Ochsekepp" und Hartbinsenwasen.

Der Klätscher auch Pliesterer genannt, hatte die Aufgabe, die aus Eichenknüppeln geflochtenen Wände des Hauses mit dem Klätscherlehm zu bewerfen und zu glätten. Sein Hauptarbeitsmaterial war Lehm, der schon im Herbst vorher gegraben werden musste, weil er im Winter "auseinander frieren" sollte. Für die Bearbeitung kam nur eine bestimmte Lehmsorte in Frage; schwerer Lehm, der beim Eintrocknen auseinander fiel, eignete sich ebenso wenig wie Kleierde, weil diese rissig wurde und absprang. Den richtigen Lehm erkannte man an der Rasenschwarte, die in feuchten Talsenkungen zu finden ist und über der Hartgras wächst. Regelmäßig wurde dieser Lehm, mit Erlaubnis der Ortsgemeinde, auf gemeindeeigenem Land gewonnen. Für ein normales Eifeler-Bauernhaus benötigte man regelmäßig 10 bis 15 Fuhren Lehm. Im Frühjahr wurde dieser Lehm, der bereits, wie schon gesagt, einmal überwintert haben musste, mit Häcksel, Stroh oder Heu vermischt. Als Handwerkszeug benötigte der Pliesterer einen Lehmklätscher, den Schliet und einen Zollstock. Zuerst wurden die Außenwände gepliestert, die hart ausgetrocknet sein mussten, bevor man das Innere verputzen konnte. Dies hatte nicht selten zur Folge, dass die Familie oft in einem, nur von Außen verputzten Haus überwintern musste.

Immer dann, wenn es sich bei dem Objekt das der Klätscher gerade bearbeitete, um ein Bauernhaus handelte, und das dürfte wohl sehr oft der Fall gewesen sein, hatte er regelmäßig auch die Lehmscheunentenne herzustellen. Und das stellte die höchsten Ansprüche an sein handwerkliches Können. Zur Neuanlage einer Scheunentenne benötigte man sieben bis acht Fuhren Lehm, wozu man den besten, zähesten Gelblehm nahm, der keine Steine und keinen Sand aufweisen durfte. Nachdem dieser Lehm einmal überwintert hatte, wurde er im Frühjahr tüchtig durchgeknetet, bis er so steif war wie ein Brotteig. Eine überaus anstrengende und mühsame Arbeit war dieses Kneten. Der Lehm wurde dann gleichmäßig auf der Tenne verteilt und der Klätscher lief einen ganzen Tag lang, mit bloßen Füßen über ihn um ihn zu kneten und um Sand und Steine festzustellen, die er dann entfernte. Klebte der Lehm nicht mehr an den Füßen, dann wurde er ungefähr eine ganze Woche lang mit einem schweren Rammbock bearbeitet, dann wieder tagelang mit einem eisernen Zuschlaghammer, wobei ein Schlag immer direkt neben den anderen gesetzt wurde; ebenfalls eine außerordentlich schwere Arbeit, die viel Kraft und Schweiß forderte. Alle diese Arbeiten geschahen in Zugluft, da das Scheunentor Tag und Nacht offen stehen musste, damit der Lehm schneller trocknete.

War der Scheunenboden so hart geworden, dass ein Mann ohne Spuren zu hinterlassen, darüber gehen konnte, dann wurde "gefuppelt". An einer langen Kette wurde in der Scheune eine Schaukel, eine so genannte "Fuppel" befestigt, auf der ein Sack Heu als Sitzpolster befestigt war. Am "Fuppeln" d.h. in der Schaukel sitzen und mit den Füßen auf den Lehmboden stampfen, was wieder tagelang durchgeführt wurde, beteiligten sich sowohl die Jugend als auch Erwachsene. Durch dieses Fuppeln, also das viele Gelaufe und Gestampfe sollte die Tenne einen noch höheren Härtegrad erreichen.

Die Tenne hatte zwar durch die Fuppelei schon eine große Festigkeit erhalten, entsprach aber in der Regel noch nicht den später an sie gestellten Anforderungen. So mussten dann noch etliche Eimer Rinderblut beschafft werden, die sorgfältig mit einem Besen über die Tenne verteilt wurden. War das Blut dann eingetrocknet, wurde die Tenne noch mehrere Male mit dem Zuschlaghammer bearbeitet, bis sie endlich "fertig" war. Nun konnte man normalerweise kein Roggenkorn mehr mit dem Dreschflügel in die Lehntenne einschlagen, was die überaus sorgfältigen Vorbereitungen und wochenlange peinlich genaue Arbeiten ja bezweckten.

Übrigens, die Scheune galt in unserer Gegend, neben dem Viehstall als Maßstab für Größe und Ansehen des Hofes.

Ich finde, da unsere Vorfahren fast ausnahmslos in solchen strohgedeckten Fachwerkhäusern gewohnt haben und in solchen Scheunen arbeiten mussten, war eine Erklärung zu diesem Thema angebracht.

Meist an der Sonnenseite hatte jedes Haus einen eigenen Garten oder wenigstens ein Gärtchen, der oder das zur Anzucht von Gemüsepflanzen diente. Außer diesen Pflanzen zum Umsetzen wurden natürlich auch Kräuter zu Würz- und Heilzwecken gezogen und Blumen zur Freude.

Natürlich war der Bau eines Hauses früher ein weit größeres Ereignis für die Dorfgemeinschaft als das heute der Fall ist.

Und jedes Haus hatte einen eigenen Namen und früher sogar eine Haus- oder Eigentumsmarke, die man heute noch auf alten Grabsteinen finden kann. Diese Hauszeichen wurden in der Hauptsache dann genutzt, wenn der Hausbesitzer nicht des Schreibens mächtig war, was übrigens in früheren Jahrhunderten nicht selten der Fall war. Dann unterschrieb er statt mit seinem Namenszug mit seinem Hauszeichen.

In der Eifel war es übrigens der Brauch, das die alten ursprünglichen Namen eines Hauses oder Hofes beibehalten und auf den späteren Besitzer übertragen wurden, ganz egal wie diese hießen.

Oft gehörte zu einem Eifeler Haus auch zur notwendigen Versorgung mit frischem Wasser ein "Born" oder "Pütz". Wobei Born im Allgemeinen das aus dem Boden springende und oberirdische Quellwasser ist, während der Pütz ein in die Erde bis zum Grundwasser hineingetriebener Schacht ist.

War ein Brunnen nicht im einzelnen Haus vorhanden so musste man sich an dem Gemeindebrunnen bedienen.

Der Innenausbau des Hauses

Die vom Hof ins Haus führende Tür war quergeteilt; die obere Hälfte konnte man auf- und zuschlagen, um Licht und Luft ins Haus zu lassen. Die untere Hälfte hielt man geschlossen, um Unbefugten und Tieren den Zugang zu verwehren. Wollte man das Haus vor Unbefugten und Tieren schützen, aber trotzdem die obere Tür offen lassen, schob man ein aus leichten Brettchen oder runden Stäben gebautes Gitter von halber Mannshöhe ein, das Gatter genannt wurde.

In alten Eifeler Bauernhäusern betrat man zuerst den Raum mit der Herdstelle, Feuerstätte, der sich allmählich zur Küche und zum Wohnraum entwickelte. Der Boden war aus

gestampftem Lehm oder mit Platten belegt. Ganz früher war die Feuerstätte, der Herd, im Küchenraum offen auf ebener Erde oder auf einer kleinen Erhöhung aus Platten oder hochkantgestellten Steinen hergerichtet. Später wurde der Herd aufgemauert und in jüngerer Zeit die Feuerung in einen geschlossenen Eisenofen gelegt, auf den der Begriff "Herd" überging.

An jeder Seite des Feuerherdes standen die Feuerböcke oder Brandrichten, die zur Aufnahme des Brandes, der Holzscheite dienten.

Durch den "Bläser" moselfränkisch "Blieser", ein langes Rohr aus Eisen, half man dem Feuer nach oder fachte das glimmende Feuer zur Glut an. Über dem offen lodernden Feuer hing die "Hahl" oder "Hoohl", ein sägeblattartiger eiserner Topf- und Kesselhalter, sie war durch Sperrhaken verstellbar hoch oder niedrig zu schrauben und hing aus dem offenen Schornstein oder war an einem freistehenden Tragegerüst befestigt (Das Weistum von Dünghenheim von 1521 (Grimm 3, 816) erwähnt eine Hahl). Über der alten Herdstätte, wölbte sich der Rauchfang, der "Schoeschtel", der zugleich zum Räuchern des Fleisches diente. Zu diesem Zweck war im Innern des Rauchfanges ein leiterartiges Gestell angebracht, zwei schräg aufwärts gerichteten Balken, zwischen denen dünne, aber starke Hölzer wie Sprossen steckten. An diesen Hölzern hingen die Fleischstücke mit Eisenhaken befestigt.

In der Feuermauer der Küche war eine, durch einen Schieber verschließbare, Öffnung angebracht, die Anrichte, durch die man Geschirr und Speise aus der Küche in die Stube reichen konnte.

Ein wichtiges Küchengerät war die Schottelbank, ein Gestell, das sich entweder unmittelbar auf dem Boden erhob oder auf einem schrankartigen Unterteil stand und Teller, Schüsseln und anderes Geschirr, meist Irdenware, trug. Bei wohlhabenden Bauern wohl auch Zinn- und Kupfergeräte. Die viel gebrauchte Küchenpfanne hing bequem greifbar in unmittelbarer Nähe der Herdstätte an der Wand oder am Balkenzug unter der Decke.

Der Küchenraum mit Herd bildete den Mittelpunkt des häuslichen Lebens. In ihm versammelten sich die Angehörigen der Familie zu den Mahlzeiten, zur Rast und Unterhaltung und auch die dem Haus oder Hof vertrauten Bekannten.

Besonders bevorzugt war der Herdplatz an dem die Lehnbank stand, eine Bank aus Steinplatten, wenn der Boden aus Lehm gestampft war. Im Allgemeinen war diese Ofenbank dem Elternpaar, aber besonders den Großeltern vorbehalten.

In einem einfachen Eifeler Haus waren gewöhnlich alle Räume von der Küche aus zu erreichen, ohne dass man über einen Gang oder Flur gehen musste. Erst seit ungefähr Anfang des 19. Jahrhunderts war es so, dass man vom Eingang her erst über einen kleinen Flur die anderen Räume erreichen konnte.

Die mit der Küche eng verbundene Stube "Stuff" ("Stube" = der heizbare Raum im Gegensatz zur "Kammer" die vorzüglich zum Schlafen diente und meist "owenoff" also obenauf durch eine Treppe erreichbar), wurde durch das Herdfeuer der anliegenden Küche durch eine etwa zwei Finger dicke Platte aus Gusseisen erwärmt. Diese Eisenplatte, die so genannte Takenplatte, war in der Stubenwand an der Stelle eingelassen, hinter der in der anstoßenden Küche der Herd stand, von dem sie Wärme empfing und vermittelte.

Die Stube war schlicht und einfach ausgestattet, hatte aber nicht selten Hausrat, der eine gewisse Kunstfertigkeit des Schreiners verrät und werkgerecht und sehr sachgemäß verarbeitet war. Ein derber Tisch, eine lange, oft eine ganze Seite einnehmende Bank mit Arm- und Rückenlehne, einfache Stühle, oft auch eine hohe, auf dem Fußboden stehende Kastenuhr und an der Taken- oder Kuchenecke ein Sessel für das "Härschje" den Großvater oder das "Frauchje", die Großmutter war die Haupteinrichtungsgegenstände. Die lange Tischplatte hatte eine Klappe unter der eine Mulde als Backtrog diente. Eine Öllampe schwebte an einer zierlichen Hahl aus Holz über dem Tisch oder dem Spinnrad, das meist frei in der Stube stand. Ein Weihewasserkesselchen an der Wand und daneben ein Palmzweig fehlten kaum in einer Eifeler Stube.

Der Raum um die Takenplatte bildete eine Nische, in der ein Brett für Tassen oder Töpfe angebracht oder ein Stab waagrecht zum Wäschetrocknen eingelassen war. Manche

Nischen waren aber auch durch Türchen geschlossen und bildeten ein Schränkchen, den Takenschrank.

Alle Räume außer Küche und Stube hießen Kammer. Wohlhabende Bauern hatten zwei Hauskammern, eine als Vorratsraum die andere als Schlafräum dienend. Einfache und kleine Bauern, deren Wohnteil lediglich aus Herdraum, Kammer oder Stube bestanden, hatten ihre Schlafstätte in einer Ecke der Kammer oder Stube, durch einen Vorhang abgetrennt.

Die Schlafkammern waren meist sehr einfach ausgestattet; in allen aber konnte man eine Kiste finden, die regelmäßig aus Eichenholz gefertigt, die Wäsche und anderes Leinen, Kleider, Hauben, Akten, Urkunden, Briefe, Geld, oder den wenigen Schmuck bargen.

Der eigentliche Boden- oder Dachraum hieß in der Eifel Speicher und wurde durch Schorf- und Schurflöcher, oder durch ein oder zwei Giebelfenster belüftet. Hier wurde auch gedroschene Frucht nach Getreidearten getrennt aufbewahrt, sobald sie nach dem Dreschen nach Sester oder Scheffel, den alten Fruchtmaßen, gemessen worden waren.

Bis weit in das 20. Jahrhundert trugen die meisten Fachwerkhäuser und auch Steinbauten in Eifeler Dörfern Strohdächer. Besonders deshalb, weil sie im Sommer das Haus, besonders den Speicher, kühl, und im Winter warm hielten.

Essen und Trinken

In Anbetracht der schweren Arbeiten, die alle Hausbewohner leisteten, war die Nahrung recht bescheiden. Wichtigste Alltagsspeisen waren Brot und Kartoffeln, Kohl und Wurzeln, Möhren und Rüben. Das tägliche Brot wurde selbst gebacken und zwar aus gebeuteltem Roggenmehl in runder Form. Gegessen wurde dreimal am Tag, das Frühstück am morgen, die "Sopp" zu Mittag, nachmittags das Vesper- und abends das Abendbrot. Als der Kaffee in der Eifel noch nicht populär war, gab es morgens zum Frühstück Brei aus Hafermehl steif gekocht, in den man noch Brot einbröckelte. Die Sopp gab es mittags um 12.00 Uhr, sie bestand meistens aus Brotsuppe mit Gemüse. Zum Abendbrot gab es einen Brei oder die gewärmte Sopp vom Mittag. Im Herbst, wenn es Kartoffeln aus neuer Ernte gab, machte man oft "Gekränzte", d.h. um die gekochte Kartoffel zog man rund einen Streifen Schale ab. Als Lieblingsspeise galten Bohnen, besonders Saubohnen, dicke Bohnen mit Speck. Buchweizen, Heide(n)korn wurde, nach dem es eine Zeit lang vom Speisezettel verbannt war, wieder angebaut; er half, besonders in Hungerzeiten von der Sorge um das tägliche Brot ab und wurde wieder volkstümliches Nahrungsmittel.

Fleischgenuss war früher eher eine Seltenheit. Geschlachtet wurde meist um die Weihnachts- oder Fastnachtszeit.

Auf das Tischgebet wurde streng geachtet, sowieso nicht kurz, wurde es zu bestimmten Zeiten noch verlängert, besonders abends. Dann fügte man noch allerhand Bittgebete an, Gebete fürs Vieh usw.

Während des Essens wurde in der Regel nichts getrunken; einem Schnäpschen aber war der Eifeler nie abgeneigt. Für ihn war es auch ein Genuss zu Rauchen, die kleinen irdenen Pfeifen waren deshalb ständige Begleiter des Eifelers.

Tracht und Kleidung

Zumindest in jedem größeren Bauernhof standen früher ein Spinnrad und ein Webstuhl. Alle für Frauen- und Männerkleidung notwendigen Stoffe wurden in der Familie selber erarbeitet. Tirtei oder Tirtig, ein Stoff aus Schafwolle und Lein ergab grobwollenes, halbleinenes Zeug das hauptsächlich verwandt wurde, dazu aber auch Schamo, Weißleinen und Gebildleinen. Zur Kleidung der Männer gehörte noch bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die Kniehose, die den Unterleib und die Oberschenkel bedeckte. Die Kniehose für den Werktag

war aus Tirtei und für den Sonntag aus besserem Tuch. Erst im Gefolge der französischen Revolution verschwanden die Kniehosen langsam, obwohl sie von älteren Männern in der Eifel noch um 1870 getragen wurden. Kamisol (mittellat. camisa = Hemd) oder Schilee (franz. gilet) waren die hochgeschlossenen Westen aus Tuch oder Wolle gestrickt. Werktags trugen die Männer eine dicke Joppe ohne Taille, den "Korres" oder eine gestrickte Jacke oder eine Stoffjacke aus selbstgesponnenem Leinen. Unmittelbar auf dem Leib wurde ein deftiges selbstgesponnenes Hemd aus einem Stück mit Kragen getragen. Oben schaute ein "Vatermörder" nur wenig heraus.

Bei schmutziger Arbeit in Haus und Hof trug man einen oft bis an die Waden reichenden Arbeitskittel aus Grobleinen. Einen kurzen und aus besserem Leinen gearbeiteten Kittel zog der Bauer über, wenn er auf den Markt ging. An Sonn- und Feiertagen war er mit einem aus feinstem Leinen gefertigten Kittel mit einem Brustschlitz gekleidet.

Im Hause und bei der Arbeit trug der Bauer eine schwarze Strumpfkappe, Zipfelmütze genannt. Draußen setzte er eine Tuchkappe auf. Bei Ausgängen wurde ein weicher, breitrandiger Hut benutzt.

Ein festliches und feierliches Gewand, das vornehmlich von den Wohlhabenden und Ortsgewaltigen getragen wurde war ein blauschwarzer Rock aus schwerem, fast unverwüstlichem Tuch. Unter dem Tuchrock lugte eine geschlossene Weste hervor. Zu solchem langen gehrockartigen Männergewand wurden entsprechende Kniehosen getragen, am Knieschluss, je nach Wohlhabenheit des Trägers mit silbernen Schnallen geziert, lange gerippte Strümpfe, Wadenstrümpfe und niedrige Schuhe gleichfalls mit schönen Schnallen. Ein schwarzer weicher Hut, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. ein hoher steifer Hut, Zylinderhut krönte das Festgewand, das dem Bauer ein vornehmes Aussehen verlieh.

Der allseits beliebte Tirteistoff diente auch zu Herstellung von Kleidungsstücken für die Frauen, vorzüglich für Unterröcke in leuchtenden Farben, rotschwarz, blauschwarz, grünschwarz, auch für gestreifte und karierte Röcke. Kleiderröcke für Frauen und Mädchen wurden auch aus Schamo gefertigt. Zum Tirtei- oder Schamorock, der auf dem Maifeld noch bis ins 20. Jahrhundert hinein beliebt und üblich war, trugen die Frauen eine kurze Jacke mit engen Ärmeln.

Etwa seit oder nach der Mitte des 19. Jahrhunderts trugen die Frauen und Mädchen Kleider aus so genanntem "Gedrucks", aus gefärbtem, mit Blumen und anderen bunten Mustern bedrucktem Nesselstoff.

Als Mantel diente vor allem den älteren Frauen, bis in die Hälfte des 19. Jh. hinein ein Kapuzenmantel, genauer ein ärmelloser Umhang mit Kopfhülle, auch Möhnenmantel genannt.

Ein Schmuckstück der Frau war die Kapp, deren Hauptteil war aus dickem, weiten Pikett, einem Baumwollstoff, oder aus weißem Leinen gestärkt und gebügelt mit zwei Zierlätzchen aus weißem bestickten Mull unter dem Kinn. Hinten auf den Kopfteil spengelte (heftete) die Kappenwäschersch mittels Stecknadeln den Schlopp aus einem, je nach Jahreszeit und Gelegenheit, farbig gemustertem oder dunklerem Seidenband. Das Band wurde so gelegt, dass es eine kleinere oder größere Zahl kleiner oder breiter Schleifen bildete, die wie gespreizte Flügelchen im Halbkreis von dem Kopfteil abstanden. Bei Trauer wurde der Schlopp aus schwarzem Band geformt.

Die Bauernmädchen trugen auf dem Hinterkopf ein kleines halbrundes Mützchen oder Häubchen, durch das ein hufeisenartiger Bügel aus Messing oder Silber, das Ohreisen, gezogen war, und waagrecht an beiden Schläfen über den Ohren sich fest anlegte, und an den Schläfen einen erhabenen knopfartigen Beschlag hatte. Das Mützchen oder Häubchen war aus gesteiften, verstärkten Spitzenstoff, Batist, Samt oder Seide und hatte einen zwei bis drei Finger breiten bestickten, oder anders verzierten Rand. Nur dieser Rand war sichtbar; denn der übrige Teil des Mützchens lag unter dem reichen geflochtenen Haar. Man zog den Wurzelknoten der Haarflechte durch die rückwärtige Rundung des Mützchens und wand die Flechte spiralförmig zwischen das Mützchen und einen Pfeil, der durch den Wurzelknoten

gesteckt wurde. Dieser Pfeil war ein kostbares Stück. Nur jungfräuliche Mädchen durften ihr Haar durch einen solchen "Unschuldspfeil" schmücken. Ein schöner Pfeil blieb noch Haarschmuck, als das Greisenmützchen oder Haarflechtmützchen bereits nicht mehr getragen wurde.

Um das Haar sauber und gepflegt zu halten, trugen Frauen immer ein Tuch auf dem Kopf, Landfrauen bei der Feldarbeit ein weißleinenes Tuch, ein Kopftuch, das unter dem Kinn geknotet wurde und in einer Spitze auf die Schulter fällt. Aus weicher Wolle oder aus Seide gewebte, mit Fransen gezierte, in der Farbe und Bemusterung sehr verschiedenartige Kopftücher wurden bis weit in das 20. Jh. hinein von Frauen als Kopfputz getragen; für Trauerfälle dienten schwarzseidene Tücher. Das Kopftuch ist viereckig und wird diagonal zu einem Dreieck gefaltet, auch unter dem Kinn zu einer Schleife gebunden; die Spitze fällt über den Nacken auf den Rücken.

Selbstverständlich hat auch in der Eifel der modische Damenhut für Sommer und Winter längst über die Kopftücher gesiegt; allerdings nicht ohne Entrüstung und Kampf, der auch und besonders von den örtlichen Geistlichen von der Kanzel herab in die Gemeinden hineingetragen wurde.

An Sonntagen und bei besonderen Gängen und in Festzeiten legten Frauen und Mädchen ein Tuch von besonderem Schnitt um Brust und Schulter, das Brusttuch, Mädchen und jüngere Frauen ein weißes, besticktes, ältere Frauen ein schwarzes mit buntem Rand. Das Tuch, dessen Spitze in den Rücken fiel, wurde über der Brust gekreuzt und seine Enden wurden unter das Schürzenband gesteckt. Mädchen trugen erstmals dieses Brusttuch an ihrem Hochzeitstag.

Ältere Bäuerinnen, vor allem Wohlhabende, schlugen in kühler, rauer Jahreszeit, besonders im Winter, sonst an Sonn- und Festtagen einen großen, rostbraunen oder schwarzen Schal um, das Umschlagtuch, ähnlich getragen wie das Brusttuch, nur dass der Schal umfangreicher war und mit der Spitze nach hinten fast bis zum Kleidersaum reichte und vorn an der Brust mit einer Nadel oder Spange zusammengehalten wurde.

Landwirtschaft in alter Zeit

Eifeldörfer sind größtenteils Haufendörfer, in denen sich die Hofstätten und kleineren Bauernhäuser, planlos angelegt, rund um die Kirche herum ducken. Die Wege in diesen Dörfern laufen oft regellos, krumm und winkelig.

Die Dorfgemarkung lag von jeher rings um das Dorf; zu ihr gehörten die Äcker und Wild-, Weide- und Waldland.

In vielen Eifeldörfern wird die frühere Hauptexistenzgrundlage der Dorfbevölkerung, die „Landwirtschaft“ durch eine Ähre im Gemeindewappen symbolisiert

Damals wurde die Landwirtschaft nur in der ganz nahe am Dorf liegenden Dorfgemarkung betrieben. Noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es keine chemischen Düngemittel, lediglich die Pottasche, sofern sie vorhanden war, wurde zur Düngung der Felder verwandt. Auch die vielfältigen landwirtschaftlichen Maschinen waren unseren Vorfahren unbekannt.

Landwirtschaft wurde in Kaisersesch und Umgebung, wie auch in der übrigen Eifel, in Form der so genannten "Schiffelwirtschaft" betrieben. Die Bodendecke bestand im Wesentlichen aus Ginster und Brombeersträuchern die teilweise mannshoch und undurchdringlich waren und Schmielengras. In zwölfjährigem Umtrieb verteilte die Gemeinde diese Flächen zur dreijährigen Ackernutzung an ihre Bürger. Diese hieben im Spätsommer oder Frühherbst den Ginster ab und banden ihn in "Schanzen". Dann kam das eigentliche Schiffeln. Dazu diente in erster Linie, der so genannte Schiffelkarst, ein sehr altes Werkzeug, das schon die Römer zum Roden benutzten. Der Schiffelkarst hatte zwei lange, hackenartige Zinken, die unten verbreitert waren und ziemlich nahe beieinander standen. Mit ihm wurde der Rasen losgehackt. Man kann sich vorstellen, das war eine schwere und mühsame Arbeit, denn der

Boden steckte voller Ginster- und Brombeerwurzeln. Die abgeschürften Rasenschollen, deren Auseinanderbrechen die nahe beieinander stehenden Karstzinken verhindern sollten, wurden vom Karst ab in engen Reihen zum Trocknen aufeinander geschichtet, jedoch höchstens drei Schollen hoch. Die Wurzelseite kam nach oben. Nur der Rasen wurde abgelöst und "umgelegt".

Der tiefere Boden wurde nicht gehackt, zwischen den Schollenreihen lag die nackte Erde. Wenn die Saatzeit für den Roggen kam, verbrannten die Schiffler die ausgetrockneten Schollen mit den ebenfalls dürr gewordenen Ginsterbündeln, um den Rasen und die Strauchwurzeln zu vernichten. Dieses "Brennen" machte den Boden krümelig. (Die Flur- oder Straßenbezeichnung "Im Senger" oder "Sänger", deutet noch auf diese Tätigkeit hin). Zur völligen Zerkleinerung "klopfte" man ihn mit der Schaufel und verstreute ihn zusammen mit der Asche über das ganze Feld. Das war die ganze Bodenbearbeitung bevor der Roggen eingesät wurde. Die Körner, wenn sie in reine Asche gerieten, gingen schlecht oder gar nicht auf. In den zwei folgenden Nutzungsjahren gruben die Schiffler den Boden um. Im Jahr nach dem Roggen wurden Kartoffeln gepflanzt und im nächsten Jahr entweder Hafer oder noch einmal Roggen. Im vierten Jahr lag der Boden wieder brach und wurde als Weidefläche für die Tiere genutzt.

Neben Roggen und Hafer wurden übrigens auch noch Gerste und Buchweizen (Heide(n)korn) angebaut und später auch noch Weizen, der aber nur ganz selten und an bestimmten Stellen (Kalkboden), weil man glaubte der Boden sei dafür nicht geeignet.

Lange Zeit wurden nur soviel Feldfrüchte angebaut, wie für den Eigenbedarf oder wenn es hoch kam für den Bedarf des Dorfes, notwendig war.

Die Viehzucht stand in Ermangelung des Futters auf einer niedrigen Stufe. Das Rindvieh und die wenigen Pferde mussten sich, wenigstens im Sommer, den größten Teil ihrer Nahrung im nichtbebauten Brachland und in den Wäldern suchen. Später erst, als man begann auch Klee anzupflanzen, wurde die Viehzucht wesentlich gehoben.

Die Schafe, die fast immer draußen waren, hielt man in weit größerer Anzahl, hauptsächlich wegen der Wolle, aus der man die vorzügliche Winterkleidung mit eigener Hand anfertigte.

Jedes Dorf hatte eigene Gemeindegirten und –schäfer. Sie hatten ihr Essen, ihre Kost, ihren Tisch für eine bestimmte Zeit jeweils bei einem anderen Bauern. In den Wintermonaten fungierten die Hirten oft auch als Dorflehrer, deshalb der Name "Winterschule". Der übrige Lohn der Hirten bestand aus Geld und Leinen, oder aus Flachs und Hanf. Die Schafhirten arbeiteten auch als Schlächter und waren oft die Viehdoktoren des Dorfes. Jeden Morgen zu Beginn des Weidganges, zog der oder die Hirte(n) durch das Dorf um das Vieh einzusammeln; zu diesem Zwecke piffte er in geschickter Weise auf seinen Fingern.

Die Wiesen und Felder, die der Hirte nicht betreten durfte, waren durch ein Verbotsszeichen, den "Wisch", das waren Strohwische, Ginster-, Hasel- oder Buchenzweige, die in Abständen rings um das geschützte Feld oder die Wiese gesteckt waren, geschützt.

Noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts, wurden Knechte und Mägde auf den so genannten Gesindemärkten, die meist um Weihnachten stattfanden, gedungen. In Lutzerath, dessen Kirchenpatron seit 1591 der hl. Stephanus war, wurde der Gesindemarkt am Stephanstag, dem 26. Dezember abgehalten, in Cochem beim Nikolausmarkt. Junge Mädchen und Burschen standen auf diesen Märkten, ähnlich wie das Vieh auf den Viehmärkten, sie wurden von den Bauern abgeschätzt und bei Gefallen, wurden mit ihnen die Verdingungsbedingungen ausgehandelt. Waren die Partner sich einig, erhielten Knecht bzw. Dienstmagd ein Handgeld vom Bauern. Erst durch die Annahme dieses Geldes war der Vertrag festgemacht. Der Dienstbeginn beim neuen Bauern war in der Eifel, meist der Lichtmesstag, der 2. Februar, des nächsten Jahres. Nach altem Brauchtum wurden der Knecht und die Dienstmagd dann in das Haus eingeführt; der Knecht wurde von den Dorfmadchen dreimal um die Geißel (Peitschenstiel), die Dienstmagd dreimal um den Herd geführt.

zurückgegangen. Feinere und doch billigere Wolle hat die Rentabilität der Schafwolle soweit vermindert, dass der Beruf des Hirten fast ganz verschwunden ist.

Schieferbergbau

Lassen Sie mich diesen kurzen Bericht über den Schieferbergbau, in dem so viele Männer aus unserer Region Arbeit gefunden hatten, mit einem Satz beginnen, den ich einmal irgendwo gelesen habe, der treffend den Bergmann charakterisiert:

"Körperliche und charakterliche Zähigkeit und Ausdauer, wirtschaftlicher Wagemut, persönliche Tapferkeit, gesundes Gottvertrauen, natürliche Frömmigkeit, Lebensfreude, Treue, kameradschaftlicher Zusammenhalt – Gemeinschaftssinn überhaupt – sind besondere bergmännische Charaktereigenschaften, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausbildeten und auch erblich weitergeben werden".

Neben der Landwirtschaft war der Schieferbergbau bis Mitte des letzten Jahrhunderts der Hauptideerwerbszweig für die Menschen unserer Region.

Das Schiefergestein, das dem Rheinischen Schiefergebirge seinen Namen gab, entstand im Erdaltertum, in der Zeit des Devon vor rd. 400 Millionen Jahren. In wechselnder Ausdehnung und Tiefe war Mitteleuropa von einem großen Meer bedeckt. 50 Millionen Jahre lang lagerten sich Sedimente, besonders Sande und feinsten Schlamm auf dem Boden ab, die vom umliegenden Festland angeschwemmt worden waren. Die Gesteine aus diesen Sedimenten sind der Grundstock der Eifel, einem Teil des Rheinischen Schiefergebirges, das sich wie die anderen Mittelgebirge aus dem Devon-Meer erhob. Der Tonschlamm verfestigte sich durch die Überlagerung jüngerer Schichten und einer Auffaltung zu Tonschiefer. Schiefergestein ist in unterschiedlichen Tiefen vorhanden.

Die steilstehenden Schieferlager, die man auch Richten nennt, sind von einer Mächtigkeit zwischen wenigen Metern bis zu ca. 40 Meter. In mehreren parallelen Richten in NO-SW streichenden Richtungen, wechselnd mit nicht abbauwürdigen Bänken, bilden sich so genannte Lagerzüge, von denen das Moselschiefer-Vorkommen die größte Bedeutung hat.

Hier treten abbauwürdige Dachschieferlager in drei Bereichen auf:

der südlichste bei Kaisersesch

der mittlere, südlich von Mayen, und

der nördlichere bei Trimbs

Da die Schieferlager sehr groß sind, ist auch die Anzahl der Gruben bedeutend; die Südgruppe bei Kaisersesch kennt mehr als 40 Richten mit einer Gesamtmächtigkeit von mindestens 250 Metern. Den Übergang von der Kaisersescher Gruppe zur Mayener bilden die Gruben bei Urmersbach, Dungenheim und Kehrig.

Die Gewinnung von Schiefer in Deutschland, insbesondere im Mosel- und Rheingebiet, ist schon sehr alt: Schon die Römer benutzten dort Schieferdeckungen. Es gibt Urkunden, die den Schieferbergbau für den Raum um Mayen erstmals 1362 belegen, während dieser im Gebiet um Kaisersesch im 18. und 19. Jahrhundert urkundlich erwähnt wird.

Zur Römerzeit wurde Schiefer im Tagebau in oberirdischen Brüchen gewonnen. Danach erfolgte der Abbau, in dem man Stollen in den Berg trieb, oder über Treppenschächte, über die man an den tiefer gelegenen, qualitativ besseren Blauschiefer gelangen konnte.

Wahrscheinlich waren die Kleinstbetriebe nur zeitweise in Betrieb und hatten nur einige wenige Menschen, meistens Familienangehörige, beschäftigt.

Beim schwachen Licht der kleinen Talg- und Öllämpchen wurde unter Tage das Gestein gebrochen bzw. später herausgesprengt.

Direkt vor dem Stollen erfolgte die Aufspaltung des Schiefergesteins mit Hammer und Schlegel. Sowohl die Schieferbrecher unter der Erde, als auch die Spalter, die über der Erde

arbeiteten, betätigten sich als Schlepper, sie schleppten die schweren Gesteinsbrocken teilweise mehrere 100 Meter weit und Leitern hoch, auf dem, mit dem "Schuwerack", (einem besonderen Kissen) gepolsterten Rücken zu Tage. Die Schieferplatten verkaufte man im rohen Zustand; behauen und zu Dachschiefeln geformt, wurden sie durch Dachdecker. Überall dort, wo man heute noch beim Wandern in unserer Eifelheimat, kleine Schieferschutthalden sieht, kann man davon ausgehen, dass hier einmal "gekault" wurde.

Die Arbeit in den engen und feuchten Stollen war früher kräfteraubend und gefährlich. Ganze Familien waren beim Arbeitseinsatz an und in den Kaulen, mit Stollengraben, Schutträumen, Steine schleppen und – bearbeiten beschäftigt. Aber das "Kaulen" gab auch vielen Familien ein Nebenverdienst und bewahrte sie, besonders in den Notjahren, vor dem Verhungern.

Obwohl der Schiefer in unserer Heimat unmittelbar vor der Haustüre gewonnen wurde, sollte man aber nicht annehmen, dass nun alle Gebäude hier mit Schiefer eingedeckt waren, nein dazu waren die Leute meistens zu arm, sie konnten sich den Schiefer nicht leisten und diejenigen, die Schiefer selbst brachen, benötigten ja das Geld, das sie für den im Nebenerwerb gewonnen Schiefer bekamen, zum Leben. Also verkaufte man den Schiefer an die Mosel, besonders nach Klotten und Cochem, von wo er dann per Schiff in die reicheren Industrieregionen verfrachtet wurde. Die Transporte an die Mosel erfolgten, gegen geringen Fuhrlohn auf Pferdekarren.

Nach dem Bau der Eifeleisenbahn um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert wurden die Schiefer mit der Bahn transportiert, und damit erübrigte sich der kostenintensive und mühselige Transport zur Mosel.

Das "Buckeln", also das Tragen der schweren Gesteinsbrocken, wurde 1898 durch behördliche Anordnungen verboten.

Der Zusammenschluss von mehreren kleineren und größeren Schiefergewinnungsbetrieben führte schließlich auch dazu, dass man zur Schiefergewinnung mehr und mehr in Tiefe ging, Förderschächte abteufte und unter Tage verschiedene Abbausohlen unterschiedlicher Tiefe gewann, wobei die einzelnen Stollen über sog. Fahrten (Leitern) erreicht wurden. Dabei musste allerdings darauf geachtet werden, dass sowohl der Tiefbauschacht als auch die einzelnen Sohlen nicht tiefer lagen, als eine benachbarte Talsenke, da man, mittels Stollen, in diesen das Grubenwasser ableitete.

In den ersten Jahren beförderten vier Männer mittels Seilwinde den Rohschiefer über den Schacht zu Tage.

Nach der Erfindung der Dampfmaschine konnte in immer größeren Tiefen abgebaut werden. Das Grubenwasser wurde nun abgepumpt und man war nicht mehr auf die Abläufe in eine Talsohle angewiesen.

(Das Unternehmen Rathscheck in Mayen baut heute in 260 Metern Tiefe in über 27 Kilometer langen unterirdischen Stollen auf acht Sohlen Schiefer ab)

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts haben Pressluftbohrhämmer, Pressluftschrämer und immer moderner werdende Abbaumaschinen, wie z.B. horizontal schneidende Seilsägen und handgeführte Kreissägen und schließlich hydraulische Sägewagen, die Arbeit vor Ort wesentlich erleichtert.

Radlager bewegen die tonnenschweren Gesteinsblöcke unter Tage in die Lore, bergmännisch "Hund" genannt, eine Akku-Lok übernimmt dann den Weitertransport des Schiefers zum Förderschacht. Die Gesteinsbrocken werden über den Förderschacht über Tage gezogen. Hier erblickt der Schiefer nach Millionen von Jahren der Reife das Tageslicht zu einem sorgsamem Bearbeitungsprozess.

Seit 1929 wurden die Schieferblöcke nach Anforderung und Beschaffenheit zunächst mit Karbonrundumkreissägen und später mit Diamantsägen zersägt und von dort aus über ein Förderband zu den Spaltern transportiert. Die Spalter teilten früher mit Spalteisen und Holzschlegel die Schieferblöcke in dünne Platten auf; heute geschieht das mit einem Spezialpresslufthammer in einer Plattenstärke von durchschnittlich fünf Millimeter. Ihre endgültige Form erhalten die Decksteine beim Zurichten. Der Zurichter arbeitet mit dem Zurichthammer nach Augenmaß oder mit der Zurichtmaschine, die ein elektrisch betriebenes

Schlagmesser besitzt, wobei die Formate für die traditionelle "Deutsche Deckungsart" auch nach Augenmaß, für andere Deckungsarten nach Schablone gefertigt werden. Bei aller Mechanisierung werden die formgebenden Bearbeitungsgänge, das Spalten und Zurichten, also immer noch in qualifizierter Handarbeit ausgeführt.

Die Bergleute hatten sich schon sehr früh unter den Schutz der hl. Barbara gestellt, jener nikodemischen Märtyrerin, die wegen des jähen Blitztodes ihres Vaters bei Lebensbedrohung durch Gewitter und Brand angerufen wird und daneben eine besondere Verehrung durch stets lebensgefährliche Berufe, wie Berg-, Bau- und Hütteleute erfährt. Schon im 17. Jahrhundert wurde St. Barbara durch St.-Barbara-Kapellchen in der Nähe der Schieferbergwerke verehrt.

Bergdirektor Wilfried Rosenberger berichtet in seiner "Beschreibung rheinland-pfälzischer Bergamtsbezirke" Bd. 4, dass Bergwerksdirektor Ellerich sich für eine bruderschaftliche familiäre Gestaltung des 4. Dezember, Barbaratag, in den Dachschieferbergwerken des Unternehmens Rathscheck im Mayener Raum einsetzte. Während man schon immer die Arbeit ruhen und die brennenden Lampen an diesem Tag zu Ehren dieser Heiligen im Stollen hängen ließ, feierte man nach Art der Zünfte morgens die Heilige Messe mit und saß anschließend gemütlich zusammen. Ellerich war es auch, der auf den Schieferbergwerken von Rathscheck das gemeinsame Gebet vor der Schicht (wieder) einführte. Schon von alters her war es bei den Schieferbergleuten üblich, vor der Einfahrt das Schichtgebet zu sprechen. Die Region um Mayen, Kaisersesch, Cochem und Polch beschloss Ende 2001 die Einrichtung einer Touristik-Straße, die den Namen des Bergbau-Produktes „Moselschiefer“ trägt, das über 2000 Jahre unsere Heimat geprägt hat und in Zukunft wohl noch weiterhin prägen wird.

Herrn Fritz Niederelz aus Urmersbach und Herrn Dr. Wolfgang Wagner vom Schieferbergwerk Rathscheck, Mayen, sei herzlich für die mündliche und schriftliche Beratung zur Erstellung dieses Berichtes über die Dachschiefergewinnung gedankt.

Quellen:

1. Rosenberger, Wilfried, Bergwerksdirektor, Bad Kreuznach in "Beschreibung der rheinland-pfälzischer Bergamtsbezirke, Bd. 4. Bergamtsbezirk Koblenz
2. Rathscheck-Schiefer, Mayen-Katzenberg: "Aus den Tiefen der Erde auf die Dächer der Welt"
3. Gorges, Stefan, Masburg, in "Von Dunechinga bis Düngenheim 1097-1997" Hrsg. Ortsgemeinde Düngenheim 1997

Moselschiefer-Fossilien im Queensland Museum, Australien!



Von Claus Friis

Bereits in erschienenen Ausgaben des „Bergmanns“ wurde erwähnt, dass im Moselschiefer Fossilien zu finden sind. Die versteinerten Überreste, in Form von Flossenstacheln, beziehungsweise Körperstacheln von Stachelhaien, werden relativ häufig im Sedimentgestein Schiefer gefunden. Sie sind wohl auch die attraktivsten Fundstücke die ein

Fossilien Sammler finden kann.

Sie bestanden aus Dentin (Zahnstein), einem äußerst harten und widerstandsfähigen organischen Material. Aufgrund dessen sind sie in vielen Fällen sehr gut erhalten.

In meiner umfangreichen privaten Moselschiefer-Fossilien Sammlung befinden



Machaeracanthus sulcatus

sich zurzeit (Stand Januar 2011) etwa fünfzig hervorragend fossil erhaltene Stacheln in fünf verschiedenen Formen. Sie sind zwischen zehn und dreißig Zentimeter groß, beziehungsweise lang. Wissenschaftlich werden sie der Stachelhai-Gattung *Machaeracanthus* zugeordnet. Aber die genaue Artzugehörigkeit war unklar! Trotz jahrelangen Bemühens und unter zu Hilfenahme der spärlich vorhandenen unklaren Fachliteratur, ist es mir nicht gelungen dieses „Rätsel“ zu lösen. Auch die „guten Ratschläge“ einiger Paläontologen halfen mir nicht weiter. Da die Wissenschaft anscheinend kein besonderes Interesse an diesen Fossilien hat, ist auch keine neuere aussagekräftige und fundierte Fachliteratur über die fossile Fauna des Moselschiefers, speziell Stachelhaie, zu finden!



Aber im Herbst 2008 kam dann die „Wende“! Ein befreundeter Sammlerkollege, Herr Dr. Wouter Südkamp aus Bundenbach im Hunsrück, ein anerkannter Spezialist auf dem Gebiet der Hunsrückschiefer-Fossilien, riet mir, mich an Frau Dr. Carole Burrow, Dozentin an der University of Queensland und School of Integrative Biologie, Brisbane, Australien, zu wenden! Sie ist auch wissenschaftliche Mitarbeiterin am renommierten Queensland Museum. Frau Dr. Burrow ist eine in Paläontologenkreisen weltweit anerkannte Wissenschaftlerin auf dem Gebiet

„Entwicklungsgeschichte der frühen Fische“ und Autorin vieler Abhandlungen über dieses Thema.

Per Email nahm ich Kontakt mit ihr auf und schickte eine große Anzahl Fotos von fossilen Stachelhai-Stacheln zur Bearbeitung an sie nach Australien. Frau Dr. Burrow war begeistert und versicherte mir, sie habe noch nie so gut erhaltene und hervorragend präparierte fossile Stacheln gesehen. Auch freue sie sich auf die Zusammenarbeit! Ich sandte ihr per Post ein Paket mit zwei Schieferplatten mit Haistacheln, welche nach zwei Wochen wohlbehalten bei ihr im Queensland Museum eintrafen. Dort wurden sie geröntgt und mit Hilfe eines 3D-Skanners so bearbeitet, dass man den jeweiligen Stachel dreidimensional betrachten konnte. Auch wurden die Stacheln auf meinen übersandten Fotos und die von mir angefertigten Zeichnungen mit ähnlichen Stacheln, die in Kanada (Ontario, Peninsula, Quebec), in den USA (Ohio, Columbus, Delaware, Wisconsin, Nevada), in Nord- und Südafrika und Venezuela, auf den Falkland-Inseln, in Australien (South Wales, Queensland), in Nordwest-Frankreich und in der Tschechischen Republik gefunden wurden, verglichen.

So konnten nach mehr als zweijähriger Arbeit, und nach unzähligen Emails zwischen Kottenheim und Brisbane, bis jetzt drei der fünf unbekanntes *Machaeracanthus*-Arten aus dem Moselschiefer bestimmt werden – *Machaeracanthus sulcatus*, *Machaeracanthus bohemicus* und *Machaeracanthus sarlei*!



In ihrem neuesten Buch mit dem Titel „Morphology, Phylogeny and Paleobiogeography of Fossil Fishes“, Untertitel „A new look at *Machaeracanthus*“, erschienen 2010 im Verlag Friedrich Pfeil, München, erwähnt Frau Dr. Burrow ausdrücklich die excellent erhaltenen Stachelhai-Fossilien aus dem Unterdevon des Moselschiefers.

Aufgrund der vielen Emails, die zwischen Deutschland und Australien hin- und her geschickt wurden, hat sich ein fast freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Es wurde nicht nur „Fachliches“

ausgetauscht, auch über Alltägliches und Familiäres wurde gemault! Frau Dr. Burrow teilte mir außerdem mit, meine Fossilien-Sammlung persönlich einmal anzuschauen und auch die ehemaligen Schiefergruben mit ihren Abraumhalden zu besichtigen. Ich bin fest davon überzeugt, dass wir in absehbarer Zeit die zwei noch verbleibenden unbekannt Stachelhai-Arten identifizieren werden!

Statistik:

Anzahl der geführten Wanderer auf dem Schiefergrubenwanderweg: **10.015**

Besucher auf unserer Homepage www.schieferverein.de: **195.000**

Anzahl der Vereinsmitglieder: **150**

Termine 2011:

Samstag der 13. August: Einweihung des „Kulturzentrum Schieferregion – Altes Pfarrhaus“.

Samstag 24. September: Durchgangskontrolle der Moselschiefer-Classic 2011.

Samstag 01. Oktober: Große Freischneideaktion im Kaulenbachtal.

Details zu diesen und allen weiteren Veranstaltungen lesen Sie bitte im Vorfeld im Amtsblatt (Region im Blick), in der lokalen Presse und auf unserer Homepage.

Der Schatzmeister erinnert noch einmal daran, **Kontoänderungen** bitte **sofort mitzuteilen**. Durch Fehlbuchungen wegen geänderter Kontodaten der Mitglieder ist dem Verein in den vergangenen Monaten und Jahren ein beträchtlicher Schaden entstanden.